Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 341. **Mittwoch** den 7. Juli 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 7. Juli.

Da trotz der Ausstreuungen einiger Blätter über eine Annäherung des neuen Curses an den alten alle gehäuften politischen Zeichendeuter der Ueberzeugung sind, der neue Curs werde der neue bleiben und also jeder Berechnung auf eine weitere Zukunft spotten, so werden mit besonderer Aufmerksamkeit und Spannung alle Kundgebungen verfolgt, von denen man vermuthen kann, daß sie direct oder indirect vom einer der bei der „Umbildung" der Regierung in den Vordergrund getretenen Personen herrühren und also wenigstens einen Schluß auf die nächste Wandlung in der inneren Politik Preußens und des Reiches gestatten. Aufsehen und wohl auch Bestürzung wird daher in den Kreisen des Centrums und seiner Anhängsel eine Auslassung der „Berl. Pol. Nachr.", die dem Finanzminister und Vicepräsidenten des preußischen Ministeriums Dr. v. Miquel neuerdings wieder näher gerückt zu sein scheinen, hervorrufen; sie lautet folgendermaßen:

„Herr Dr. Lieber hat in der Rede auf Herrn Dr. Windthorst, welche er anläßlich der Einweihung der St. Ludwigskirche vor einigen Tagen gehalten hat, gelassen das große Wort gesprochen, daß die Entscheidungsschlacht, welche nach dem Ausspruche des Kardinals Manning auf märkischem Boden geschlagen werden soll, bereits geschlagen sei. Jener englische Kardinal meinte damit die entscheidende Schlacht, welche die Einheit des Glaubens und der Kirche durch den endgiltigen Sieg des Katholicismus über den Protestantismus wiederherstellen würde. Aus den hochgemuthen Worten des Centrumsführers klingt daher die Ueberzeugung heraus, daß, und zwar hauptsächlich durch die politische Machtstellung des Centrums im Reiche, der Triumph der katholischen Kirche über die Reformation bereits besiegelt sei. Verdient dieses Wort auch in einem Reiche mit 60 Procent evangelischer Bevölkerung, wie Deutschland, und in einem Staate mit ⅔ protestantischer Bevölkerung unter einem evangelischen Kaiser- und Königshause Beachtung und reiht es sich würdig jenem großsprecherischen Worte Dr. Lieber's an, daß er den Kaiser schützen werde, so enthält es vor Allem eine dringende Mahnung an den Protestantismus, sowie an die evangelischen Kirchen und die geistigen und sittlichen Kräfte innerhalb derselben. Sie werden sich nach dem Dr. Lieber'schen Ausspruche mit der Ueberzeugung durchdringen müssen, daß sie sich den Luxus gegenseitiger Bekämpfung und Anfeindung um vergleichsweise geringfügiger Einzelheiten willen nicht ferner gestatten dürfen, sondern sich auf der breiten gemeinsamen Grundlage des Glaubens und der Gesammtauffassung der Reformation fest zu entschlossener Abwehr gegen die Allen gemeinsam drohende Gefahr zusammenschließen müssen. Nicht die geistige Kraft im gegenseitigen Kampfe fruchtlos aufzubrauchen, sondern sie voll in den Dienst des deutschen reformatorischen Gedankens zu stellen, ist die Aufgabe der Zeit für den Protestantismus; es gilt den nachdrücklichen Beweis zu liefern, daß der deutsche Protestantismus den märkischen Boden in Gegenwart und Zukunft siegreich gegen den römisch-katholischen Ansturm auch dann behaupten kann, wenn diesem die politische Machtstellung des Centrums secundirt."

Wäre das die Auffassung des Herrn Dr. v. Miquel und glaubte er, daß sie nicht nur von seinen Ministercollegen, sondern auch von dem Staatsoberhaupte in Preußen getheilt würde, so müßte man zunächst auch erwarten, daß nicht nur die preußischen Stimmen im Bundesrathe baldigst gegen die Aufhebung oder stückweise Abtragung des Jesuiten-Gesetzes, dessen Beseitigung oder Abschwächung zweifellos eine wesentliche Verstärkung der politischen Machtstellung des Centrums bedeuten würde, abgegeben würden, sondern daß auch von Seiten des Cultusministeriums Alles unterbliebe, was einen Theil der Protestanten gegen einen anderen Theil in Nachtheil setzt und die entschlossene gemeinsame Abwehr der Allen gemeinsam drohenden Gefahr erschweren muß. Bis jetzt hat man von der Absicht des neuen Curses, den preußischen Protestanten die Sammlung zum Abwehrkampfe gegen den ultramontanen Ansturm zu erleichtern, nichts bemerkt; es würde daher eine große Wandlung bedeuten, wenn der Auslassung der „Berl. Pol. N." eine programmatische Bedeutung auch nur für die nächste Zukunft beizumessen wäre. Aber gerade deshalb wird das Centrum sich nicht allzusehr zu beunruhigen brauchen. Schiebt der Bundesrath sein Votum in der Jesuitenfrage noch weiter auf die lange Bank, so wird Herr Dr. Lieber seine Siegeszuversicht nicht zu dämpfen nöthig haben.

In dem gestern erwähnten Programm, das die „Kreuzzeitung" dem neuen Staatssecretair des **Reichs-Postamts** nachdrücklichst empfohlen hat, wird bekanntlich eine Verbesserung der Eilbriefe und des Telephons in Vorschlag gebracht; jene sollen verbessert werden, weil besonders der „Großhandel" sie benutze, diese, weil die „Kreuzzeitung" annimmt, daß die Gebühren zur Verzinsung des verauslagten Capitals unzureichend seien. Worauf diese Annahme sich gründet, verschweigt das conservative Blatt, das die letzten Reichstagsverhandlungen über den Postetat entweder ganz vergessen hat, oder geflissentlich ignorirt. In diesen Verhandlungen wurde festgestellt, daß das Telephon bisher allerdings noch keinen Ueberschuß gebracht hat, aber nur deshalb höhere Erträge noch nicht abwirft, weil die Einnahmen dazu benutzt werden, das Telephonnetz weiter auszubauen, so daß Deutschland ein mustergiltiges Telephonnetz hat, ohne auch nur für einen Pfennig Anleihe zu machen. In welcher Weise aber das Telephonnetz nicht nur dem Großhandel, sondern beispielsweise auch der Industrie zu Gute kommt, hat der verstorbene Staatssecretair v. Stephan selbst im Reichstage mitgetheilt; er sagte am 28. Januar d. J.:

„In den Industriebezirken haben wir besondere Fernsprechanlagen eingerichtet, und zwar im oberschlesischen Industriebezirk, welcher die Kohlengruben, die Zink- und Galmeihütten, die Montanindustrie umfaßt, haben wir 597 Fernsprechstellen und es werden dort täglich 7519 Gespräche geführt zwischen Kattowitz, Myslowitz, Tarnowitz u. s. w. In rheinischen Seidenbezirk, Crefeld, Düren, M.-Gladbach u. s. w., befinden sich 1655 Sprechstellen und es werden täglich 22 700 Gespräche geführt; dann in dem niederrheinisch-westfälischen Kohlen- und Industriebezirk, also Hagen, Geisenkirchen, sind 3245 Sprechstellen und es werden 39 210 Gespräche geführt; in dem bergischen Industriebezirk Remscheid, Solingen befinden sich 420 Sprechstellen mit 2967 Gesprächen; dann in dem Industriebezirk der sächsischen und der preußischen Oberlausitz, Bautzen, Görlitz, Reichenau, Löbau befinden sich 960 Sprechstellen mit 8400 Gesprächen täglich; dann haben wir noch Fernsprechnetze im Kreise Halberstadt, wo die Zuckerindustrie, die ja nur einige Monate im Jahre für ihre Thätigkeit in Anspruch nimmt, auch 400 Sprechstellen und 1884 Gespräche nöthig macht. Am bedeutendsten aber ist es in dem Districte Frankfurt a. M. mit den kleinen Städten im Rheingau und am Main; dort bestehen sich 6205 Sprechstellen und es werden täglich 67 000 Gespräche geführt. Dann haben wir noch den Bezirk der Leinwandweberei Hirschberg, Landshut u. s. w.; da sind 170 Sprechstellen mit 1561 Gesprächen täglich."

„Sie werden mich immer auf dem Posten finden, wo es gilt, das Gesammtwohl des Volkes zu vertreten" — das war das Schlußwort der dritten Rede, die am demselben Tage der sterbenskranke letzte Leiter der Reichspost hielt. Und das ist ein heiliges Vermächtniß für jeden seiner Nachfolger. Wir hoffen, Herr v. Podbielski werde aus den Vorgängen der letzten Tage die Lehre entnehmen, daß ihm nichts so sehr schadet, als die officiösen und parteipolitischen Versuche, seine Sache zu führen, und daß er für dieses Amt in erster Linie bemüht sein muß, sich aus dem Parteipolitiker zu der Objectivität eines Staatsmannes durchzuringen, denn nur ein solcher vermag, „in Würde sich zu fassen — Auf dem Stuhl, den Stephan leergelassen".

Die spanische Sache auf **Cuba** steht nicht so günstig, als es die Madrider Situationstelegramme der letzten Wochen dem Publicum einzureden trachteten. Wenngleich Amerika einstweilen noch in vorsichtiger Zurückhaltung verharrt, so bildet doch die Annexion Hawaiis ein einigermaßen verdächtiges Präcedenz. Die gleichen Interessen des in Washington allmächtigen Zuckertrusts, die zur Hissung des Sternenbanners in Honolulu führten, machen den Anschluß auch des zuckerproducirenden Cuba an die Union in irgend einer Form wünschenswerth und bedingen einen mächtigen Ansporn des Filibusterthums, das den Rückhalt des cubanischen Aufstandes bildet. In Madrid verhehlt man sich das Mißliche der ganzen Lage keineswegs und sieht mit wachsender Spannung dem Eintreffen des für den Madrider Posten neuernannten amerikanischen Gesandten, Generals Woodford, entgegen. Derselbe gedenkt Amerika in den letzten Tagen des Juli zu verlassen, und da er zunächst noch in London und Paris Station machen will, dürfte sein Eintreffen in Madrid kaum vor Ende August zu gewärtigen sein. In den politischen Kreisen der spanischen Hauptstadt nimmt man an, daß mit der Ankunft General Woodford's ein frischer Zug in die diplomatische Action kommen werde, ohne sich zu verhehlen, daß die Verhandlungen möglicherweise einen minder erwünschten Verlauf bringen können. Dem „New York Herald" zufolge soll General Woodford vom Präsidenten Mac Kinley persönlich sehr bestimmte Weisungen erhalten haben, die auf die Alternative hinauslämen: Freigebung Cubas oder aber Einmischung Amerikas. Natürlich ist das nur ein Fühler, der mehr dem Wunsche der amerikanischen Cubafreunde als dem thatsächlichen Sachverhalt entspricht. Nach dem Madrider „Heraldo" bezöge sich die Instruction General Woodford's nur auf die Dauer des cubanischen Feldzuges und auf die den amerikanischen Staatsangehörigen auf der Perle der Antillen dadurch erwachsenden Schädigungen. Aber selbst in dieser etwas freundlicheren Beleuchtung präsentirt sich der spanisch-amerikanische Interessengegensatz immerhin noch gerade bedenklich genug. Spanien hat so oft und so entschieden erklärt, in seinem Streit mit Cuba sich von Niemandem dreinreden lassen zu wollen, daß es mit Ehren nicht zurück kann. Andererseits wird es dem Washingtoner Cabinet, nachdem es in der Hawaii-Affaire einmal A gesagt hat, immer schwerer, das cubanische B noch auf unbestimmte Zeit unausgesprochen zu lassen. Dazu kommt, daß die militairische Action Spaniens auf Cuba infolge Eintritts der Fiebersaison wieder einmal zu mehrmonatigem Stillstande verurtheilt ist. Inzwischen macht die Schwächung der spanischen Finanzen und Streitkräfte weitere Fortschritte, während der Aufstand Zeit gewinnt, zu neuen Kräften zu kommen. An Einführung von Reformen ist nicht zu denken. Die Stimmung der Cubaner ist nicht zur Versöhnung aufgelegt, und General Weyler nicht der Mann, eine diplomatische Pacificirung durchzuführen. So geht denn der Verblutungsproceß seinen Gang.

Die **Türkei** scheint in der That die Mächte warten zu wollen. Von Tag zu Tag wartet man auf bestimmte Nachrichten wegen des Friedensschlusses und von Tag zu Tag werden die Depeschen lakonischer. Die letzte Depesche sprach von einer Antwort der Pforte auf die Note der Mächte, was aber in dieser Note und Antwort gestanden hat, ist bei der am goldenen Horn beliebten Schreibweise nicht zu entdecken. Die zwei Strömungen, die am Hofe des Sultans einen Einfluß haben, halten sich vorläufig noch die Waage, und es scheint fast, als ob der dem Frieden feindliche Großvezier durch Tewfik Pascha ersetzt werden solle, damit wenigstens die Verhandlungen eine Gestalt gewinnen. Wenn dies aber auch eintritt, so dürfte auf ein endgiltiges Abkommen noch lange nicht zu rechnen sein. Die Türkei hat den Trumpf in der Hand, sie wird nicht geneigt sein, ihn aus der Hand zu geben und sich mit Versprechungen für die von ihr gebrachten Opfer bezahlt zu machen. Sie hat Thessalien im Besitz und diese beste Provinz Griechenlands will sie natürlich besetzt halten, so lange noch eine Drachme griechischer Kriegsentschädigung zu zahlen ist. Wie lange das freilich dauern wird, das ist bei dem Sträuben Griechenlands gegen eine Finanzcontrole der Mächte nicht abzusehen und daher ist auch an eine Räumung Thessaliens nicht zu denken. Das wissen die Türken und sie verfahren nun mit Thessalien wie Oesterreich-Ungarn mit Bosnien und der Herzegowina. Sie richten sich häuslich ein. So ist der Präfect von Saloniki nach Larissa versetzt worden und er hat eine ganze Menge Unterbeamte mitgebracht, der Scheich-ül-Islam hat für die thessalischen Städte Priester, Moscheebeamte und geistliche Richter ernannt, bei Larissa, Volo, Damokos werden Befestigungen errichtet und man spricht sogar von einem Plane des Kriegsministeriums, ausländische Ingenieure heranzuziehen und ein System in die Befestigungen zu bringen, insbesondere das Othrysgebirge mit einem Gürtel von Forts zu spicken, deren Feuerschlünde sich jedenfalls nach Süden richten werden. Da sie Niemand hierin stört, ist es kein Wunder, wenn den Türken der Kamm schwillt, wenn sie, auf die Ohnmacht der Mächte bauend, sich mit 15 000 Mann Truppen ganz festsetzen und lächelnd fragen, wer sie nun wohl aus der Kornkammer Griechenlands vertreiben wolle. Ja in Konstantinopel geht man noch weiter und läßt die Bewohner von Tripolis bewaffnen und sie militairisch drillen, weil man von den sehnsüchtigen Blicken Italiens nach dieser afrikanischen Besitzung weiß und ihm durch diese Truppenorganisation in Tripolis den Wunsch nach weiteren kriegerischen Abenteuern und afrikanischen Colonien austreiben möchte. Italien wird ja nun gewiß seine verbrannten Finger von neuen kriegerischen Unternehmungen lassen, wenn auch das ostentative Vorgehen der Türken in Tripolis etwas herausfordernd aussieht. Geht es doch seiner Heeresabtheilung in Gemeinschaft mit der österreichischen in Kreta nicht besser. Denn als eine italienisch-österreichische Truppenabtheilung einen Marsch an der Küste nach Platania unternahm, wurde sie von Aufständischen beschossen. Von einer Erwiderung des Feuers verlautet nun nichts, wohl aber, daß die Truppen einen Parlamentair zu den Aufständischen geschickt haben, und nun antworten

---

Feuilleton.

Nanny Trauner.

13] Roman von C. Schroeder.

Nachdruck verboten.

„Was für ein Gemälde, Onkelchen, das Deine Nichte — sobald man es im Museum aufgehängt — selbst zu sehen ging, von dem sie Dir nach ihrer Rückkehr gar nicht genug erzählen konnte, von dem —"

„Gott bewahre mich vor dem Redefluß!" lachte der Oberförster, sich die Ohren zuhaltend. „Mir geht ja schon ein Riesenlicht auf. Hatte es nicht etwas mit Johannes dem Täufer zu thun?"

„Ganz richtig, der Tanz der Salome war's. — Aber nun sag' einmal, Onkel, sollte er es wohl sein — der Maler, meine ich?"

„Warum nicht? Es wird ja nicht gleich zwei geben, die Franz Flemming heißen."

„Das denke ich auch. Oh! Onkel —"

„Nun, Kleine?"

Nanny hatte sich ganz überwältigt wieder auf ihren Stuhl sinken lassen. Jetzt schlug sie die Hände vor der Brust zusammen und sagte, die Schultern ein bischen hochziehend, wie aus ihrem innersten Gefühl heraus: „Der Gedanke, Onkel, daß solch ein Mann da oben liegt — in unserem gewöhnlichen Fremdenzimmer —?"

„I was? Gewöhnlich? Hat schon einmal der Fürst d'rin geschlafen!" brummte der Oberförster.

Nanny hörte ihn nicht. „Und der Gedanke", fuhr sie mit derselben Inbrunst fort, „daß er in unserem Walde um ein Haar todtgeschossen worden wäre!"

„Na, na! man schießt die Leute nicht durch den Arm todt."

„Aber man lähmt sie mitunter! Oh! Onkel, es ist der rechte Arm, der, mit dem er malt — wenn er nun steif bliebe?"

„Wollen wir nicht hoffen!"

Der Oberförster nahm seine Lectüre wieder auf, aber die blauen Augen seiner Nichte, die stumm abwartend an ihm haften blieben, gestatteten ihm nicht, sich tief hinein zu versenken.

„Quälgeist!" rief er endlich, das Blatt bei Seite schleudernd. „Was ist denn nun schon wieder?"

„Ach! Onkelchen, verzeih! Ich wollte nur fragen, ob Du heute Morgen schon im Walde gewesen bist?"

„Versteht sich, Langschläferin! Vor zwei Stunden schon — mit dem Friedrich."

„Ah! Und habt Ihr etwas gefunden — etwas Verdächtiges?"

„Gekniickte Zweige und einen schwarzen, weichen Filzhut."

„Weiter nichts?"

„Ist vorderhand schon genug. Das Hutfutter zeigt in goldenen Lettern den Namen eines New Yorker Fabrikanten und irgendwo in der Nähe wird auch, denke ich, gestern Nacht ein Mensch mit unbedecktem Kopf aufgetaucht sein, der es eilig hatte."

„Eine Ahnung hat wohl Niemand?"

Der Oberförster blickte secundenlang sinnend vor sich hin und bemerkte dann, die Augenlider hebend:

„Weißt Du, wen sie gesehen haben wollen — gestern vor Anbruch der Dunkelheit im Walde herumstreichend? — Den Anton von der Mühle, den hübschen Burschen — erinnerst Du Dich nicht?"

„Onkel, es ist nicht möglich! Der Anton ist vor Jahr und Tag ausgewandert."

„Nach Amerika, nicht? New York liegt in dem Lande."

„Onkel, ich kann mirs nicht denken!"

„Sieh auf der Karte nach!"

„Was hätte der Anton gegen den Professor?"

„Gar nichts — höchst wahrscheinlich. Der Professor wird dazu gekommen sein, als der Liebeszwist, von dem Du erzählst, eine schlimme Wendung zu nehmen drohte, wird sich eingemischt und bei der Gelegenheit unversehens den Schuß weggekriegt haben."

„Du glaubst also, der Anton hätte im Schloß eine Geliebte gehabt?"

„Warum nicht? Die Mädels waren ja sämmtlich in ihn vernarrt."

„Onkel, es sollte mir furchtbar leid thun um den Anton!"

„Mir auch."

Der Oberförster war seinen Berufsgeschäften nachgegangen, aber es dauerte noch ein Weilchen, bis Nanny sich mit dem Staubtuch an die ihren machte. Die Hände in die Täschchen ihrer weißen Schürze, mit gesenkter Stirn stand sie da und dachte an Müller's Anton — was für ein trenherziger Junge er gewesen, was für ein netter Mensch er geworden und wie ihm vor Jahr und Tag, als er das Unglaubliche gewagt, sicherlich ein Anfall des Wahnsinns gekommen und gestern wiederum einer — immer vorausgesetzt, hieß das, daß er die Missethat gestern wirklich begangen hatte, was ja noch gar nicht erwiesen war — noch gar nicht erwiesen! Nanny hob herausfordernd die Stirn, nickte ein paar Mal und begab sich dann an ihre Arbeit.

Ob sie wohl mit all' ihren Gedanken dabei war heute Morgen? Es schien kaum so. An einigen Möbeln putzte und rieb sie herum, bis sie sich vor eitlem Glanz nicht zu fassen wußten, andere dagegen durften ihr staubiges Nachtmäntelchen anbehalten. Unten im Geflügelhof aber vergaß sie den großmüthigen Hennen die Eier abzunehmen, mit denen sie in aller Frühe die Welt beschenken, und bei der großen Futtervertheilung ließ sie den gefräßigen alten Hahn auf Kosten der unmündigen Küchlein speisen.

Es war mäuschenstill im Hause, als Nanny es nach beendigtem Geschäfte durch die Hinterthür wieder betrat. „Ruhe vor allen Dingen!" hatte ja auch Doctor Winter befohlen, deshalb stahl sie selber sich auf lautlosen Sohlen die Treppe hinan. Die Thür des Fremdenzimmers stand angelehnt — sie sah es schon von Weitem. Ob man den Kranken auch wohl versorgt hatte? Sie dürfte wohl einmal nachsehen?

Ja, sie durfte es — Susanne, die ihr eine Einmischung vielleicht übel genommen hätte, war unten in der Küche beschäftigt. Nur vorwärts also!

Ach! es war ja nicht der Gedanke an Susanne, der ihr Herz hörbar klopfen machte! Es war die Scheu vor der großen Berühmtheit, die der Raum da barg. Eine Keckheit sondergleichen schien es ihr, die Schwelle zu überschreiten, — aber plötzlich hatte sie es doch gethan. Die Hand auf die Brust gepreßt, stand sie da, und langsam, zaghaft hob sie die Wimpern zu einem Blick nach dem großen Himmelbett hin. Jetzt sah sie — und jetzt war ihre Scheu wie weggeweht.

Der arme, arme Mann! Hilflos wie ein Kind lag er in den Kissen, den kranken Arm verbunden, die Lider geschlossen. Er schlief wohl? Nein, die Athemzüge waren nicht regelmäßig wie die eines Schlafenden — eben schien es auch, als bewege er die Lippen. Flüsterte er?

Nanny schlich sich auf den Zehenspitzen bis an das Bett, beugte sich über ihn und horchte. — „Wasser!" hatte er geflüstert. Da wollte sie rasch hinunterlaufen, Susanne rufen und —

Aber wozu den Dürstenden warten lassen? Dort auf dem Tischchen stand ja das gefüllte Wasserglas. Mit der einen Hand nahm sie es, mit der anderen hob sie dem Leidenden sanft das Haupt. Der that, ohne die matten Lider aufzuschlagen, einen Zug und sank, einen kaum vernehmbaren Dank murmelnd, zurück.

Nun war er entschlummert und nun konnte Nanny, hinter der rothen Bettgardine verborgen, das Antlitz ihres Reisegefährten vom vorigen Winter prüfend betrachten. Der dunkle Bart war ihr erinnerlich, allein die Züge — ob sie sich die Züge in jener aufgeregten Nacht gar nicht ordentlich angesehen hatte? Das mochte wohl sein, denn, wenn sie sich recht besann, so hatte sie den hilfsbereiten Fremden, als er sich dann in Hellbronn noch einmal aus dem Coupé gebeugt, einzig an dem Vollbart und der grauen, englischen Reisemütze wiedererkannt. Aber — merkwürdig! — was sie in ihrer Erinnerung wiederfand, genau so wiederfand, war die langfingerige Künstlerhand mit den feinen wohlgeformten Nägeln, die ihm da auf der Brust lag! Merkwürdig und räthselhaft zugleich! — denn es war nicht anzunehmen, daß Professor Flemming wie alle anderen vernünftigen Leute in jener bitterkalten Januarnacht Handschuhe getragen hatte?

Mit einem Lächeln der Verwunderung auf den Lippen stahl sich Nanny zur Thür hinaus.

XI. Capitel.

Aus Nanny's Tagebuch.

Den 28. August 1886.

Der Onkel hat gut sagen: „Man schießt die Leute nicht durch den Arm todt." Das war doch noch recht fraglich die Zeit her. Eine furchtbar bange Zeit! Man wagte nicht zu athmen, kaum auf den Zehenspitzen zu schleichen. Jetzt ist, wie Doctor Winter meint, die Gefahr vorüber und jetzt spiele ich Krankenwärterin — Nachmittags, während Susanne schläft.

Der Onkel nickt mitunter durch die offene Thür herein und brummt: „Armes Kind! Die letzten schönen Sommertage!" Als ob es mir nicht eine Freude wäre und die beste Gelegenheit noch dazu, seine dicken Winterstrümpfe fertig zu stricken!"

In dem großen Lehnstuhl, neben dem verhangenen Fenster

SLUB
Wir führen Wissen.